

SARA PARETSKY

GEISTER LAND



ROMAN

PIPER

»Ich halte das für voreilig, Sir. Was ist, wenn sich ihr Problem als...«

»Sie können solche Entscheidungen treffen, sobald Sie für diese Station verantwortlich sind. Ich möchte, daß sie eine Dosis von zwanzig Milligramm Prozac bekommt. Stat.«

Es war typisch für Hanaper, daß er Routinefeststellungen mit medizinischem Jargon und lateinischen Ausdrücken durchsetzte. Manchmal fragte sich Tammuz, ob die Diplome, die an gut sichtbarer Stelle im Büro des Leiters der Psychiatrie hingen, gefälscht oder gestohlen waren und er das wenige, was er über Medizin wußte, aus medizinischen Fernsehsendungen gelernt hatte.

Als Tammuz daraufhin immer noch nichts auf das Krankenblatt der Frau notierte, zog Hanaper ihn zu einem vertraulichen Gespräch beiseite, sprach aber so laut, daß auch die Studenten etwas hörten. »Dr. Tammuz, wir haben die Verpflichtung, die Menschen so schnell wie möglich zu heilen. Im Gegensatz zu Ihren emotionalen Appellen besteht diese Verpflichtung nicht nur gegenüber der Institution oder unserer Verwaltung, sondern auch gegenüber den Patienten selbst. Und, Tammuz, wenn Sie die Wahl hätten zwischen einer Pille, die Ihre Probleme innerhalb von zehn Tagen löst, und einer Analyse, die ein ganzes Jahrzehnt dauern kann, würden Sie sich da nicht für die Pille entscheiden? Nein, wenn ich's mir richtig überlege, würden Sie das nicht.«

Hanaper erzählte den Studenten mit fröhlicher Stimme von Tammuz' Interesse für – »Vernarrtheit in«, wie er sich ausdrückte – die Psychoanalyse und dirigierte die Gruppe dann in das Zimmer der neuen Patientin, der er mit ebenso fröhlicher Stimme erklärte, Dr. Tammuz werde ihr eine Pille geben, die ihr dabei helfen würde, sich wieder so gut wie neu zu fühlen.

»Was nicht heißt, daß Ihnen seine großen schwarzen Augen nicht auch helfen könnten, oder?« Und obwohl Tammuz sich selbst dafür haßte, hatte er die Anweisung ausgeschrieben.

Die Frau, die inmitten eines Nests aus zerfetzten Papiertüchern saß, auf denen sie herumkritzelte, sagte: »Ich nehme keine Pillen. Das verbietet mir meine Religion.« Dann wandte sie sich wieder ihren Papiertüchern zu.

Tammuz konnte ein Lächeln nicht ganz unterdrücken. Zum Glück stand er hinter Hanaper. Melissa und die Studenten wurden unruhig, weil sie nicht wollten, daß der Zorn des Abteilungsleiters sie traf.

»Ich dachte, die Frau heißt Herstein.« Hanaper drehte sich zu Tammuz um. »Ist sie denn keine Jüdin?«

Die jüdische Patientin und der jüdische Arzt. »Ich weiß es nicht, Sir; da müssen Sie sie selber fragen.«

»Wieso kann die Religion es verbieten, Pillen einzunehmen, wenn man Jude ist?« fragte Hanaper einen der Studenten, nicht die Patientin selbst, über die er redete – ganz, als sei sie nicht anwesend.

»Es steht in der Mischna«, sagte Mrs. Herstein plötzlich überraschend hinter ihrer Papierbarrikade hervor. »Sie glauben, die Probleme des Lebens zu kennen, junger Mann, aber Sie täten gut daran, die Mischna zu lesen.« Hanaper geriet ziemlich aus der Fassung, als sie ihn »junger Mann« nannte, und ließ seine Verwirrung sofort an uns aus. Melissa wurde gerügt, weil sie eine Patientin in die Langzeitabteilung aufgenommen hatte, ohne ihre Angaben zu überprüfen. Nun weigerte sich die Versicherung zu zahlen, und was sollten wir tun? Die Familie könnte Klage wegen Fahrlässigkeit einreichen, wenn sie nach der Entlassung Selbstmord begeht, was Melissa durchaus für möglich hält.

Was für eine Erleichterung, in die Nachmittagsklinik zu gehen. Wenigstens geben Leute mit Angstneurosen zu, daß sie ein Problem haben.

Am Ende seiner Schicht in der Ambulanz versuchte Hector sich aus der Klinik zu schleichen und ein bißchen am See spazierenzugehen. Er hoffte, eine halbe Stunde in der Maisonnette würde ihn für die bevorstehende Nachtschicht wach machen. Melissa Demetrios hielt ihn auf, als er auf dem Weg zur hinteren Treppe war.

»Dr. Stonds möchte einen Blick auf unsere Fälle werfen«, sagte sie.
»Hanaper will, daß alle Ärzte anwesend sind – dann hat er ein paar Sündenböcke, wenn Stonds in die Luft gehen sollte.«

»Stonds?« Nach sieben Monaten im Midwest-Krankenhaus wußte Hector, daß im Krankenhaus nichts ohne das Einverständnis des Neurochirurgen lief, aber er verstand nicht, warum Stonds sich für die Fälle der Psychiatrie interessierte.

»Dr. Stonds interessiert sich für alles, was das Wohlergehen des Midwest Hospital und seiner Patienten betrifft«, sagte Melissa mit gesenkter Stimme, als wolle sie Hanaper nachäffen.

Hector lachte. »Ja, aber sieht er sich alle Aufnahmen an? Wann hat er dann noch Zeit, sich mit den Gehirnen der Leute zu beschäftigen?«

»Ist es wirklich das erste Mal, daß wir, seit Sie bei uns arbeiten, ins Büro des Chefs gerufen werden?« Melissa sah sich um, um festzustellen, ob uns jemand belauschen konnte. »Stonds' Großvater – das ist der eigentliche Dr. Stonds – war einer der Gründer dieses Krankenhauses in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Das heißt, daß die Familie immer schon großen Einfluß auf das Haus hier gehabt hat. Als Abraham – *unser* Dr. Stonds – als Neurochirurg hier angefangen hat, waren Neurologie und Psychiatrie noch eine Abteilung, und die jungen Ärzte lernten, wie man ›Nervenerkrankungen‹ behandelt. Und so sieht Abraham die Geisteserkrankungen heute immer noch. Irgendwie hat er die Erlaubnis der Krankenhausverwaltung erhalten, daß er sich alle Fälle in der Neurologie und der Psychiatrie ansehen kann.«

»Aha, das ist so etwas wie ein *droit du seigneur*«, sagte Hector. »Das paßt zur mittelalterlichen Atmosphäre dieses Krankenhauses.«

»*Droit du seigneur*?« wiederholte Melissa. »Ach so, Sie meinen, daß die Barone mit den Töchtern der Bauern schlafen durften. Nun, wahrscheinlich haben Sie recht. Jedenfalls führt er sich gern auf wie ein Adelige. Er lebt in allem nur erdenklichen Prunk an der Gold Coast, in einer riesigen Wohnung

in einer jener ruhigen Straßen beim Cardinal's Palace. Im Sommer wird er Sie dorthin zum Abendessen einladen – das macht er bei allen Assistenzärzten am Ende ihres ersten Jahres. Seine ältere Enkelin ist übrigens hinreißend. Wenn es Ihnen gelingen sollte, ihr den Kopf zu verdrehen, bräuchten Sie nie mehr vor Hanaper zu kriechen.«

Hector schnaubte verächtlich. »Tja, aber dann müßte ich vor Stonds kriechen, und das wäre wahrscheinlich noch schlimmer. Oder vor seiner Enkelin, wenn sie ihm ähneln sollte. Ist sie Ärztin?«

Melissa schüttelte den Kopf. »Nein, Anwältin. Das heißt also: Das Reich der Stonds wird mit dem alten Herrn niedergehen. Es gibt allerdings auch eine schlechte Nachricht: Obwohl er siebenundsiebzig ist, sagen alle, daß er im OP noch alles mitkriegt. Und er macht nicht den Eindruck, als wolle er sich schon aus seinem Reich verabschieden.«

Melissas Piepser ging los. Sie las die Nummer auf dem Display. »Hanaper. Zeit für eine Runde Kriechen. Hector, ich weiß, daß Sie wirklich an die Psychotherapie glauben, aber versuchen Sie das heute nachmittag nicht zu erwähnen – dann wird Ihr Aufenthalt hier um einiges angenehmer.«

Ich folgte Melissa den Flur entlang, wo wir uns Hanaper und zwei weiteren Assistenzärzten auf Weg zur Chirurgie anschlossen. Ich sollte nichts von Psychotherapie erwähnen in der Diskussion über die Psychiatriepatienten – ich hätte gelacht, wenn mir nicht zum Weinen gewesen wäre. Oder umgekehrt!

Hanaper zu beobachten, wie er vor Stonds katzbuckelt, ist fast noch schlimmer, als ihm zuzusehen, wie er einen Obdachlosen wieder auf die Straße schickt. Wie alle herrschsüchtigen Menschen verhält er sich gegenüber Leuten, die in der Hierarchie über ihm stehen, unterwürfig.

Als Dienstjüngster der Anwesenden hatte ich das Vergnügen, meine Arbeit vom Großen Weißen Chef sezieren zu lassen. Hanaper brachte meine – Zitat – »Vorliebe für altmodische Methoden« zur Sprache, so daß Melissas Ratschlag sich erübrigte, weil ich meinen Glauben an nichtchemische Therapieformen

erläutern mußte. Stonds ist zu sehr von seiner eigenen Größe überzeugt, als daß er sich auf Hanapers Sarkasmus bezüglich der Gesprächstherapie einlassen würde, aber nichtsdestotrotz erteilte er mir gute Ratschläge. »Zu meiner Zeit, junger Mann, waren die Leute ganz hingerissen von Freud. Sie dachten, die Psychoanalyse würde alle psychiatrischen Probleme lösen. Aber sehen Sie sich doch mal an, in welchem Zustand sich die moderne Gesellschaft befindet. Das ist eine direkte Folge der Freizügigkeit, die dadurch gefördert wird, daß die Menschen für all ihre Probleme Ausreden finden und sich um ihre persönliche Verantwortung drücken können. Die Pharmakologie macht wesentliche Fortschritte in einigen hartnäckigen Fällen. Das Wichtigste ist, diese Leute wieder auf die Beine und an die Arbeit zu bringen.«

Ich sagte das einzig Mögliche in dieser Situation: »Ja, Sir.«

Dann brachte Hanaper, sozusagen als Abschlußscherz, die Äußerung meiner neuen Patientin über die Mischna zur Sprache. Ich hatte den Eindruck, daß Stonds beinahe in die Luft gegangen wäre. »Immer diese neurotischen Frauen mit ihren alten Texten, die glauben, etwas über das Leben zu wissen. Darüber will ich nichts mehr hören, Hanaper. Sorgen Sie dafür, daß sie das Krankenhaus verläßt. Es gibt sicher wirklich kranke Menschen, die ihr Bett gut brauchen könnten.«

Der Große Weiße Chef erhob sich, um zu gehen. Auf dem Weg nach draußen sagte er: »Ach, Hanaper, übrigens, ich möchte, daß Sie sich für mich um jemanden kümmern.« Und Hanaper zupfte an seiner Stirnlocke: Euer Wunsch ist mir Befehl, o König.

»Luisa Montcrief«, sagte der Große Weiße Chef. »Eine Diva, deren Familie sich Sorgen um sie macht. Die Familie Minsky – sie haben dreihunderttausend Dollar für das Krebsforschungszentrum gespendet, nachdem die alte Mrs. Minsky hier an einem Glioblastom gestorben ist. Wir sind der Familie etwas schuldig. Ich habe dem armen Harry Minsky gesagt, seine Schwester könne am Freitag um elf in Ihrem Büro vorbeischaun.«